

Axel Horstmann

Wozu Geisteswissenschaften? Die Antwort August Boeckhs

I.

„Sagt mir, ihr Neunmalweisen, wird es nicht anders werden? Werden wir nur immer an Umfang und nicht an Gehalt zunehmen? Sollen wir immer so weiter neue Bücher schreiben, wie die Apotheker neue Mixturen machen, indem wir Wasser aus einem Gefäß ins andere gießen? Sollen wir beständig dasselbe Seil ein- und wieder aufdrehen? Immer auf derselben Spur und im gleichen Schritt bleiben? Ist das unsere Bestimmung, bis in die Ewigkeit hinein an Feier- und Wochentagen die Reliquien unserer Gelehrsamkeit zu zeigen wie Mönche die ihrer Heiligen, ohne auch nur ein einziges Wunder damit zu wirken?“¹

Tristram Shandy wendet sich mit diesen Worten an seine zeitgenössischen „Freunde der Gelehrsamkeit“, und vermutlich würden wir uns heute nicht mehr derselben Metaphorik bedienen; doch: „Wozu ihre Mühe gut sein soll, da der Ertrag ihres Fleißes doch in keiner Weise handgreiflich wird und sie ja selten genug Unterhaltung und Belehrung bieten“ – in dieser Form bringt die Frage allem Anschein nach auch heute noch Philologen in Bedrängnis; zumindest findet sie sich in dieser Formulierung – und durchaus nicht rhetorisch – noch jüngst in der März-Ausgabe des „Merkur“ gestellt². Dabei sehen sich offensichtlich nicht allein die Philologen mit ihr konfrontiert; vielmehr läßt die beachtliche Zahl einschlägiger Abhandlungen, Sammelbände und Denkschriften darauf schließen, daß sich die Geisteswissenschaften insgesamt nach wie vor schwer damit tun, auf die Frage nach ihrem „Wozu?“ eine restlos befriedigende und die Debatte damit ein für allemal beschließende Antwort zu geben. Neue Hoffnung schien hier vor allem jene denkwürdige Rede zu nähren, mit der Odo Marquard anläßlich der Jahresversammlung der – wie sie damals noch hieß – Westdeutschen Rektorenkonferenz 1985 in Bamberg die „Un-

vermeidlichkeit der Geisteswissenschaften“ in der modernen Welt verkündete.³ Doch statt sich über die (wieder)gewonnene Existenzsicherheit heftigst zu freuen und sie in geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre tätig zu genießen, mehrte sich alsbald der Chor derer, die sich als bloße „Kompensateure“ von „Modernisierungsschäden“ ganz und gar mißverstanden bzw. weit unterschätzt fühlten und die die Frage nach dem „Wozu?“ dieser Fächergruppe damit erneut – und höchst nachhaltig – auf die Tagesordnung geisteswissenschaftlicher Theorie-Diskussion setzten. Zwar wird die Kontroverse inzwischen nicht mehr ganz so verbissen wie noch vor einigen Jahren geführt; abgeklungen ist sie indes keineswegs. Offenbar hat sich aber als Mehrheitsmeinung mittlerweile die Auffassung durchgesetzt, daß „Kompensation“ als Funktionsbestimmung der Geisteswissenschaften jedenfalls zu wenig wäre – ohne daß freilich feststünde, welches denn die allgemein konsensfähige Alternative dazu sein könnte.

Das Antwortangebot scheint durchaus reichhaltig. Da waren zunächst jene, die – in der Tradition „kritischer Theorie“ – den Verfechtern der Kompensationsthese passiv-affirmatives Verhalten gegenüber dem „Gang der Dinge“ vorwarfen und auf das emanzipatorisch-innovative Potential der Geisteswissenschaften pochten, welches Sinn und Existenz dieser Fächer wesentlich besser zu rechtfertigen vermöge⁴; alsbald meldeten sich auch die „Postmodernen“ zu Wort, die von den Geisteswissenschaften Einübung in „Pluralität“ und „Differenz“ erwarten.⁵ Andere wollen die Geisteswissenschaften – wieder einmal – in „Kulturwissenschaften“ umgetauft sehen – „Geist“ sei als Leitbegriff schon längst nicht mehr zeitgemäß – und erhoffen sich von ihnen in ihrer „neuen“ Gestalt neben Aufklärung und Orientierung auch wieder – *mirabile dictu* – „Bildung“⁶! Dabei wird allerdings auch die Befürchtung laut, mit dieser Ausrichtung auf „Kultur“ im wertneutralen Sinne, d.h. verstanden als unterschiedslose Gesamtheit dessen, was nicht „Natur“ ist, könnten diesen Disziplinen die Maßstäbe für die Wahl der Themen, Fragestellungen und Methoden abhanden kommen und der Herrschaft schnell wechselnder Modetrends Tür und Tor geöffnet werden – so daß dann Titel wie: „Hip-hop bei den Hopis“ oder „Genesis und gender bei Demokrit und Derrida“ durchaus kei-

ne parodistischen Fiktionen mehr wären.⁷ Und da sind ja auch noch die „Hermeneutiker“, die die Geisteswissenschaften ohnehin als Teil der Lebenspraxis betrachten und im geisteswissenschaftlichen „Verstehen“ weniger eine wissenschaftliche Methode als vielmehr ein „Existenzial“, d.h. eine – wissenschaftlich disziplinierte und kontrollierte – Form lebensweltlichen kommunikativen Handelns sehen, für die sich also die Frage nach dem „Wozu?“ der Geisteswissenschaften so eigentlich gar nicht stellt.⁸ Vor allem aber dringen durch das Stimmengewirr – und das macht die Lage prekär – als Ostinato die Rufe all derer, die die Geisteswissenschaften als mehr oder weniger nutzlos, überflüssig, als Ort fruchtlosen Diskutierens, als Nicht- oder Pseudo-Wissenschaften abqualifizieren und einen Großteil davon durchaus dem Rotstift überantworten würden – von der Gegenseite natürlich nicht weniger laut als „Barbaren“ der „blinden Nützlichkeit“ gescholten.⁹

Reichlich Antworten also, unter denen man wählen könnte; aber auch ebenso viele offene Fragen, die sich hinter den gegebenen Antworten auftun; Fragen nach den ihnen zugrundeliegenden Prämissen, nach ihren Implikaten und Konsequenzen.

Zu erwarten, daß August Boeckh in dieser Diskussion mitreden könnte, liegt nicht unbedingt auf der Hand. Denn – um damit zu beginnen – wenn nicht alles täuscht, kannte Boeckh den Fachterminus „Geisteswissenschaften“ noch gar nicht. Zumindest läßt er sich – soweit ich es übersehe – in seinen einschlägigen handschriftlichen Aufzeichnungen, wo man es erwarten würde, nicht nachweisen.¹⁰ Und auch in seinen eigenen wissenschaftstheoretischen Arbeiten hat sich Boeckh ja nicht – wie später Dilthey – mit den „Geisteswissenschaften“, sondern mit der „Philologie“ beschäftigt. Ihr galt ein Gelehrtenleben lang sein Interesse. So stand von 1809 – damals noch in Heidelberg – bis 1865, also bis zwei Jahre vor seinem Tod, regelmäßig die ‘Enzyklopädie der Philologie’ auf seinem Vorlesungsprogramm.¹¹ Und wenn in dieser Zeit von „Philologie“ gesprochen wurde, so meinte man damit üblicherweise die „klassische Philologie“, d.h. die Wissenschaft vom griechischen und römischen Altertum, insonderheit von seiner Literatur.

Man übernimmt also eine beträchtliche Beweislast, wenn man behauptet, Boeckh könnte uns eine Antwort auf *unsere* Frage nach dem Sinn und Zweck von Geisteswissenschaften geben. Und der Titel meines Vortrags scheint dies ja zu unterstellen.

Apropos „Geisteswissenschaften“: Ich habe im Titel meines Referats bewußt auf den bestimmten Artikel verzichtet und nicht von *den* Geisteswissenschaften gesprochen. Denn das erspart es mir, eine komplette Definition geben zu müssen. Um jedoch Mißverständnisse zu vermeiden, schicke ich vorweg, daß ich im folgenden nicht von jenem umfassenden Begriff ausgehe, der alles einschließt, was nicht Natur-, Bio-, Ingenieurwissenschaft oder Medizin ist; ich meine vielmehr den engeren Kreis der „philologisch-historischen Wissenschaften“; ich meine jene Disziplinen, die es mit dem Verstehen, Interpretieren, Erklären, Wiederherstellen, Prüfen und Deuten von „Texten“ im weitesten Sinne des Wortes zu tun haben.

II.

Erlauben Sie mir – bevor ich mich meinem *eigentlichen* Thema zuwende –, den Versuch zu unternehmen, August Boeckh in einigen wenigen Strichen geistes- und wissenschaftsgeschichtlich „einzuordnen“ – und zwar so, daß sich von diesem Kontext her auch die Tragfähigkeit und die Reichweite seiner „Antwort“ auf *unsere* Frage nach Sinn und Zweck von Geisteswissenschaften präziser beurteilen lassen.

Geboren genau heute, am 24. November, vor 212 Jahren in Karlsruhe, studierte Boeckh von 1803 bis 1806 in Halle bei Friedrich August Wolf und Friedrich Schleiermacher, wurde 1806 Mitglied des Seminars für Gelehrte Schulen in Berlin, 1807 in Heidelberg Privatdozent, im selben Jahr dort außerordentlicher und 1809 ordentlicher Professor. Ostern 1811 ging er als ordentlicher „professor eloquentiae et poeseos“, wie die Professuren für klassische Philologie damals noch hießen, an die neu gegründete Berliner Universität. Nach 56 Jahren außergewöhnlich erfolgreichen Wir-

kens ist er dort 1867 gestorben. Zu seinen Werken gehören – allen voran – die schon 1817 erschienene ‘Staatshaushaltung der Athener’, des weiteren Studien über Platon und den Pythagoreer Philolaos, Arbeiten über antike Maße und Gewichte, über Themen der antiken Astronomie und Kosmologie, über Pindar, die antike Metrik und die griechischen Tragiker, die Edition der ersten Bände des ‘Corpus Inscriptionum Graecarum’ und schließlich jene bereits zitierten Vorlesungen über die ‘Enzyklopädie der Philologie’, die er selber aber offenkundig nicht als wissenschaftliches Werk im strengen Sinne, sondern lediglich als „Propädeutikum“, als Einführungsvorlesung verstanden und daher einer Veröffentlichung selber auch nicht für wert erachtet hat. Just dieses – von seinem Schüler Ernst Bratuscheck posthum herausgegebene – Werk ist für unsere Fragestellung freilich zentral – zusammen mit seinen in sieben Bänden vorliegenden ‘Kleinen Schriften’¹², in denen sich – neben fachwissenschaftlichen Abhandlungen – ebenfalls höchst aufschlußreiche Reflexionen zu diesem Thema finden.

Will man Boeckh als Gelehrten charakterisieren, wird man ihn nicht als „typischen“ Philologen seiner Zeit bezeichnen dürfen. Typische Vertreter der „Zunft“ waren eher andere – etwa sein Lehrer Friedrich August Wolf oder auch sein Widersacher Gottfried Hermann. Verglichen damit erscheint Boeckh eher als „Grenzgänger“, als Mann des „Zwischen“; als jemand, der sich nicht ohne weiteres irgendwo subsumieren läßt, sondern in der Spannung zwischen durchaus gegensätzlichen Denkrichtungen, Auffassungen, Lebensbereichen und letztlich auch Epochen forschte, lehrte und arbeitete. Er stand, so scheint es mir, in mindestens dreifacher Hinsicht in einer Position des „Zwischen“, nämlich

erstens zwischen (Neu-)Humanismus, vertreten etwa durch Gelehrte wie die schon genannten F. A. Wolf, G. Hermann oder auch Wilhelm von Humboldt einerseits und andererseits dem, was dann später „Historismus“ oder auch „historischer Positivismus“ heißen sollte und sich in der Altertumswissenschaft insbesondere mit dem Namen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs verband;

zweitens zwischen Philologie als textbezogener historischer Forschung auf der einen und Philosophie als idealistisch-spekulativem Denken im Sinne Platons oder auch Hegels auf der anderen Seite und schließlich

drittens zwischen antiker „Theoria“ und moderner Wissenschaft.

Sollte diese Charakterisierung zutreffen – und das das hoffe ich natürlich –, wird man sich erst recht fragen müssen, ob man Boeckh im gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Legitimationsdiskurs überhaupt noch hören sollte. Denn so gesehen steht er ja noch vor jenem Bruch, den die Wissenschaftsgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den darauf folgenden Jahrzehnten und damit auch von uns trennt – also noch vor der Vollendung des Historismus mit all seinen relativistischen Konsequenzen; noch vor dem endgültigen Abdanken der spekulativen Philosophie und damit auch noch vor dem Aufstieg der experimentell arbeitenden „modernen“ Naturwissenschaften zur Wissenschaft schlechthin, an deren Standards sich seither auch die Geisteswissenschaften messen lassen müssen. Was sollte ein Autor, der sich gleichsam noch im Lande geisteswissenschaftlicher Unschuld fühlen konnte, uns heute in dieser Sache noch zu sagen haben?

III.

Meine These lautet: Nicht obwohl, sondern *weil* Boeckhs Denken die Schwelle zu unserem Verständnis von Wissenschaft noch nicht ganz überschritten hat, sondern von der Spannung dieses „Zwischen“ den Auffassungen, Denkrichtungen und Epochen geprägt ist, kann es uns Denkanstöße und Orientierungshilfen geben. Das heißt nicht, daß sich seine Vorstellungen und Argumente nahtlos als Lösungen übernehmen ließen. Aber sie können uns – das ist jedenfalls die tragende Überzeugung dieses Vortrags – gerade in ihrer provokativen Fremdheit die Augen öffnen für Spezifika von Geisteswissenschaften und

ihrer Legitimation, welche im Schatten des herrschenden Wissenschaftsverständnisses heute allzu leicht vergessen oder übersehen werden. So möchte ich Sie einladen, mit mir über die Frage „Wozu Geisteswissenschaften?“ im Blick auf eben jene drei Spannungsfelder nachzudenken, in denen sich Boeckhs Denken bewegt und die markiert sind durch die schon genannten Begriffspaare

- Humanismus und Historismus,
- Philologie und Philosophie,
- Antike und Moderne.

Den allgemeinen Gepflogenheiten folgend, beginne ich mit dem ersten Gegensatzpaar.

Zwischen (Neu-)Humanismus und Historismus

Boeckhs Vorlesungen über die ‘Enzyklopädie der Philologie’ markieren – wissenschaftstheoretisch gesehen – das Ende der Monopolstellung der „klassischen Philologie“ als der Philologie schlechthin. Philologie läßt sich danach nicht mehr auf das „klassische“ Altertum beschränken; ebensogut ist auch eine „moderne“ Philologie denkbar. Dementsprechend kann Philologie auch kein „Humanitätsmonopol“ mehr beanspruchen; es sei, so Boeckh, „nur eine meist durch die Erfahrung gar nicht gerechtfertigte Anmassung der Philologen, dass ihr Studium ausschliesslich zur Humanität bilde“.¹³ Gerade seine ‘Staatshaushaltung der Athener’, jenes Werk, in dem Boeckh in wirtschaftshistorischer Detailforschung gewissermaßen die „Kosten“ der Klassik und ihre Finanzierung akribisch untersucht hat, belegt seinen Abschied vom überkommenen Klischee eines durch und durch vorbildlichen – klassischen – Griechentums. „Zum Ziele nahm ich“ – schreibt Boeckh – „die Wahrheit, und ich bedaure nicht, wenn die unbedingte Verehrung der Alten gemäßigt werden muß, weil sich ergibt, daß, wo sie Gold berühren, auch ihren Händen Schmutz anklebt. [...] Soll der Alterthumsforscher verhehlen, daß auch damals, wie jetzt, alles unter der Sonne unvollkommen war? Gestehen wir lieber,

daß viele unter den vortrefflichsten des Alterthums an den gemeinsamen Fehlern des Menschengeschlechtes krankten [...]“.¹⁴
So lautet Boeckhs nüchternes Fazit:

*„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten [...]; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig bloß in einer Verstimmung des Gemüthes gegründet oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es giebt Rückseiten, weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten: betrachtet das Innere des Hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen [...] ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volkes eingedrungen finden“.*¹⁵

Insoweit hätte Boeckh also bereits den Schritt vollzogen vom herkömmlichen Humanismus einer die bildende Wirkung der Antike betonenden „klassischen Philologie“ zum Historismus, d.h. zu einer „wertfreien“, das griechisch-römische Altertum und seine Hervorbringungen „vorurteilslos“ und „objektiv“ nur noch als eine Epoche unter vielen erforschenden Geschichtswissenschaft. Was Boeckh freilich in der ‘Enzyklopädie’ über den Zweck der Philologie sagt, spricht entschieden dagegen

*„Die Erkenntniss des Alterthums in seinem ganzen Umfange kann also allein der Zweck dieser Philologie sein, und dies ist gewiss nichts Gemeines; denn es ist ja Erkenntniss des Edelsten, was der menschliche Geist in Jahrtausenden hervorgebracht hat, und gewährt eine tiefe und grosse Einsicht in das Wesen der göttlichen und menschlichen Dinge [...]“.*¹⁶

Wie läßt sich dieser Widerspruch auflösen? Kann man es als „blinden Fleck“ im Denken Boeckhs abtun, daß er zwar „vorurteilsfreie“ Forschung propagierte, sich aber vom neuhumanistischen Antike-Bild eben doch nicht ganz zu lösen vermochte?

Mir scheint, daß es bei Boeckh mehr ist als nur ein eher kurioser Restbestand an methodisch nicht mehr einholbarer Hochschätzung des Erkenntnisobjekts. Jedenfalls sollte es schon zu denken geben, daß selbst ein so erklärter Gegner jeglicher Klassizitätsprämisse wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff als Ziel seiner allein der historischen Objektivität verpflichteten Philologie wie selbstverständlich „das reine beglückende Anschauen des in seiner Wahrheit und Schönheit Verstandenen“ nennt.¹⁷ Man mag dies vielleicht noch als Ausdruck seines notorischen Defizits an theoretischer (Selbst-) Reflexion werten; doch läßt sich nicht leugnen, daß die Verkürzung der Philologie auf „objektive“ historische Forschung nicht nur beim frühen Nietzsche auf Widerstand gestoßen ist. Unter den Altphilologen war es Anfang unseres Jahrhunderts namentlich Werner Jaeger, der gegen die Nivellierung der philologischen „Gegenstände“ Protest erhob und demgegenüber auf die Vorbildhaftigkeit der Griechen und ihrer Werke verwies.¹⁸ Karl Reinhardt, Harald Patzer, Rudolf Pfeiffer und andere sind ihm in der Intention gefolgt.¹⁹ In der neueren Literaturwissenschaft haben Autoren wie Emil Staiger, Peter Szondi oder auch Gert Mattenklott denselben Anspruch erhoben: Ihnen gilt „Literaturwissenschaft“ weniger als „Literaturgeschichte“ denn als „Kunstwissenschaft“.²⁰ Und in der Philosophie schließlich ist es Hans-Georg Gadamer, der den „Klassik“-Begriff als Konstituens der Geisteswissenschaften erneut und sehr wirkungsvoll ins Spiel gebracht hat.²¹ Gemeinsam ist all diesen Autoren das Bemühen, die „Gegenstände“ ihrer Wissenschaft entschieden als „Texte“ zu nehmen; als Texte, die *von sich aus* „etwas zu sagen haben“; als Texte, die ihrerseits Geltungsansprüche erheben und die darin ernst genommen werden wollen; anders gesagt: das Bemühen, diese „Texte“ nicht auf bloße „Quellen“ zu reduzieren, die man nur noch *für anderes*, d.h. für beliebige eigene Fragestellungen und Erkenntnisinteressen ausschöpfen – um nicht zu sagen: ausbeuten kann; oder noch anders gesagt: Gemeinsam ist diesen Autoren, daß sie die an „Texten“ orientierte *Philologie* nicht auf quellenbezogene *Geschichtsforschung* reduziert wissen wollen.

Boeckh selbst scheint noch kein besonderes Problem darin gesehen zu haben, die Balance zwischen diesen beiden gegenläufigen Erkenntnisweisen und Interessenrichtungen zu halten. Das unter-

scheidet ihn von uns, die wir durch die Erfahrungen des Historismus und das Bewußtsein geprägt sind, *Wissenschaft* habe sich als Wissenschaft jeglicher Wertung zu enthalten. Insoweit führt hier auch kein Weg zu Boeckh zurück, schon gar nicht zu einem naiven Klassik-Glauben, dem ja auch er selbst schon nicht mehr huldigen wollte. Was sich aber von ihm lernen läßt, ist das Wissen um die höchst anspruchsvolle Aufgabe, vor der Geisteswissenschaften stehen, soweit sie sich als philologische, d.h. als textbezogene Disziplinen begreifen: die Aufgabe nämlich, sowohl den Ansprüchen ihrer Gegenstände – der „Texte“ – als auch den Forderungen einer Wissenschaft zu genügen, die sich von eben diesen Gegenständen zwar *ansprechen* lassen soll, aber nicht *blenden* lassen darf. Ignorieren Geisteswissenschaften den Anspruch ihrer Gegenstände, geht ihnen am Ende das verloren, was letztlich Grundlage ihres forschenden Tuns ist, wovon sie selbst getragen werden und was ihnen ihren spezifischen „Sinn“ gibt. Ihre Methode liefe dann gleichsam „leer“. Denn warum sollten wir uns mit solchen „Gegenständen“ wissenschaftlich überhaupt noch so eingehend befassen, wenn sie uns am Ende von sich aus tatsächlich gar nichts mehr „zu sagen“ hätten? Verstoßen die Geisteswissenschaften indes gegen das Gebot methodischer „Unbestechlichkeit“, laufen sie Gefahr, mit der „Objektivität“ und Verallgemeinerbarkeit ihrer Resultate auch den Status der Wissenschaftlichkeit zu verlieren und zum Tummelplatz subjektiver Meinungen und persönlicher Vorlieben zu verfallen. So gesehen bezeichnet Boeckhs Stellung zwischen Humanismus und Historismus nicht nur eine Position zwischen zwei Epochen; sie markiert zugleich ein generelles Strukturmerkmal philologisch-historischer Geisteswissenschaften und deren genuine Herausforderung – nämlich die Balance zu halten zwischen ihrem von Gegenstand getragenen „Wozu?“ und ihrem methodisch definierten „Wie?“.

Zwischen Philologie und Philosophie

Man hat wiederholt darauf hingewiesen, daß sich die modernen Geschichtswissenschaften – und damit auch die Altertumskunde – als „streng historisch“ verfahrenende Disziplinen etabliert haben in der Abgrenzung von der spekulativen Geschichtsphilosophie

des deutschen Idealismus, namentlich Hegels.²² Boeckh hat sich dieser Frontbildung nicht vorbehaltlos verschrieben. Zwar warf auch er den Philosophen vor, daß sie „oft die Thatsachen nach apriorisch construirten Begriffen [recken und strecken], bis sie in ihr System passen“; andererseits aber hat er ebenso deutlich unterstrichen, man dürfe „jedoch nicht, wie einige Philologen thun, die geschichtliche Speculation überhaupt als unfruchtbar ansehen“; man müsse „sie nur streng auf Thatsachen gründen“.²³ Die Geistesgeschichte des späteren 19. Jahrhunderts ist über diesen Vermittlungsversuch alsbald hinweggegangen, und es fragt sich in der Tat, inwiefern er denn uns heute noch Orientierung geben kann. Die Antwort darauf setzt die Klärung dessen voraus, was Boeckh unter „Philologie“ versteht.

Nach Boeckhs über die Grenzen seines Fachs bekannt gewordener Definition ist Philologie die „Erkenntnis des Erkannten“.²⁴ Ich kann die darin implizierte Definition des philologischen Gegenstandes als des „Erkannten“ hier nicht in aller Ausführlichkeit rekonstruieren. Nur soviel sei gesagt: Wenn Boeckh vom „Erkannten“ spricht, meint er damit nicht nur das Ergebnis kognitiver Bemühungen im engeren Sinne, sondern auch die „Taten“ der Menschen. Denn für ihn ist von „Handeln“ nur dort zu sprechen, wo sich etwas „Geistiges“ in der Wirklichkeit ausprägt, wo in diesem Sinne etwas „produziert“ wird. „Produzieren“ aber bedeutet „Konstruieren“, und dieses ist – in der kantischen Tradition – das Definiens von „Erkennen“. Aus der daraus resultierenden Gleichsetzung von Erkennen und Handeln ergibt sich zwangsläufig, daß die Aufgabe der Philologie mit der Aufgabe der Geschichtswissenschaft zusammenfällt.²⁵ Unabhängig davon, ob man diese „intellektualistische“ Auffassung von Geschichte als wissenschaftlichem Gegenstand teilen mag oder nicht, bleibt festzuhalten, daß Boeckh damit die Basis für eine Philologie gelegt hat, die sich als umfassende historische Geisteswissenschaft, d.h. als umfassende Kulturgeschichte versteht.²⁶

In diesem weiten Sinne gefaßt, wird die Philologie nun zum Gegenüber der Philosophie, d.h. einerseits zu ihrem Gegenspieler – „Die Philosophie erkennt primitiv, [...], die Philologie erkennt

wieder, [...]“–, andererseits aber auch zu ihrem „Komplementär“. Denn beide rücken für Boeckh in eine unauflösbare Wechselbeziehung: „Philologie und Philosophie bedingen sich wechselseitig; denn man kann das Erkannte nicht erkennen ohne überhaupt zu erkennen, und man kann auch nicht zu einer Erkenntnis schlechthin gelangen ohne, was Andere erkannt haben, zu kennen. Die Philosophie geht vom Begriff aus, die Philologie [...] vom zufällig Vorhandenen“²⁷ – wobei Boeckh vor allem auch an dem Nachweis liegt, daß die Philologie – entgegen verbreiteter Auffassung – auf die Philosophie keinesfalls verzichten kann.²⁸

Auch mit diesem Gedanken des wechselseitigen Bedingungsverhältnisses von historisch-empirischer Philologie und spekulativer Philosophie hat Boeckh keine erkennbare Resonanz gefunden – weder unter seinen (alt)philologischen Zunftgenossen noch auch in der weiteren geisteswissenschaftlichen Theoriediskussion. Dazu war der Gedanke, den Boeckh hier entwickelt – daß sich nämlich alle (geistes)wissenschaftliche Forschung im zirkelhaften Wechselspiel von begrifflicher Konstruktion und ihrer empirisch-historischen Prüfung und „Bewährung“ vollzieht –, seiner Zeit wohl zu weit voraus.²⁹ Doch ist es auch nicht dieser wissenschaftstheoretisch-methodologische Aspekt, der uns hier zu interessieren hat, sondern das, was aus Boeckhs These von der Unverzichtbarkeit der Philosophie für die Philologie für *unsere Frage* „Wozu Geisteswissenschaften?“ folgt.

Für Boeckh war die Sache eindeutig: Enthielte die Philologie nicht wesentlich auch ein philosophisch-spekulatives, konstruktiv-erkennendes Element, gäbe es auch auf die Frage nach ihrem „Wozu?“ letztlich keine Antwort. Als bloßes „Wiedererkennen“ wäre Philologie dann nämlich nicht nur jenes „actum agere“ und „judicatum judicare“, dessen Sinnlosigkeit Tristram Shandy – auch Boeckh selbst greift übrigens auf das Eingangszitat zurück – nur Hohn und Spott entlockt. Die Philologie hätte zugleich auch ihren Rang als Wissenschaft verloren; denn selbstverständlich ist auch für Boeckh Wissenschaft durch die schöpferische „Produktivität“ originären Erkennens definiert und auch nur *als solche* überhaupt zu legitimieren.

Was aber bedeutet das konkret, wenn die Tätigkeit des Philologen in der Praxis doch nur „Verstehen“ des von anderen Hervorgebrachten ist und damit eben doch nicht mehr als bloßes *Wiedererkennen* dessen zu sein scheint, was andere längst schon – originär – erkannt haben? Behielte Tristram Shandy am Ende also doch mit seinem Vorwurf recht? Hätten wir es in der Philologie mithin doch nur mit einer Form raffinierten wissenschaftlichen Wiederkäuens zu tun?

Just an dieser Stelle scheint mir Boeckhs Konzeption richtungweisend, und vor allem hier muß man es bedauern, daß ihm die geisteswissenschaftliche Theoriegeschichte nicht gefolgt ist. Denn für ihn umfaßt „Verstehen“ durchaus nicht nur die „Interpretation“ im Sinne traditioneller – „rezeptiver“ – „Hermeneutik“. Vielmehr ist Verstehen Boeckh zufolge „einerseits *absolut*, andererseits *relativ*, d.h. man hat jedes Object einerseits an sich, andererseits im Verhältniss zu andern zu verstehen. Letzteres geschieht mittelst eines Urtheils durch Festsetzung eines Verhältnisses zwischen einem Einzelnen und dem Ganzen oder einem andern Einzelnen, oder durch Beziehung auf ein Ideal. Das absolute Verstehen behandelt die *Hermeneutik*, das relative die *Kritik*“.³⁰ Und mit „Kritik“ meint Boeckh keineswegs nur „Textkritik“, sondern – im Sinne des griechischen κρινειν – vor allem auch die Prüfung der Textzeugnisse auf „Angemessenheit“ und „Unangemessenheit“ hin; das aber kann für Boeckh letztlich nur heißen: Bewertung nach Kriterien der „Wahrheit“, „Sittlichkeit“ und „Schönheit“ – und zwar nicht im Sinne einer zur Not auch verzichtbaren Leistung zusätzlich zum Geschäft der Interpretation, sondern mit dieser untrennbar – zirkelhaft – verbunden.³¹ Genau darin unterscheidet sich Philologie als „lebendige“ Wissenschaft von bloß geschäftiger, Material über Material aufhäufender, aber letztlich „toter“ Gelehrsamkeit. Philologie – so Boeckh – „verzichtet nicht auf alles eigene Denken, wenn ihr Ziel die Erkenntniss von Ideen sein soll; denn fremde Ideen sind für mich keine“; vielmehr gilt es, dem Wiedererkannten „in dem eigenen Denken seinen Platz anzuweisen und es mit dem Erkannten selbst auf gleiche Stufe zu stellen, was durch die Beurtheilung [...] geschieht. *In dieser Beurtheilung [...] liegt das Den-*

ken des Philologen [...]“.³² Erst dieses „Urteilen“, welches das Wiedererkannte ins Verhältnis zum bereits Gewußten setzt und dabei Akzeptables von Nicht-Akzeptablem „scheidet“, gibt der Philologie ihre Existenzberechtigung als Wissenschaft. Und durch eben diese Kritik

*„findet das ‘philosophische’ Element Eingang in die Philologie, erst mit ihrer Einbeziehung wird verständlich, inwiefern Philologie als ‘Wiedererkennen’ immer auch ‘Erkennen’ ist. Zwar wird Philologie auch als Kritik nicht zum völlig originären Denken im Sinne ‘primitiven’ Erkennens; auch als Kritik bleibt sie Denken über ein gegebenes ‘Erkanntes’ und in soweit Wiedererkennen. Doch als ein solches ‘Denken über ...’ ist philologisches Erkennen immer schon mehr als bloßes ‘Reproduzieren’ und schlichtes ‘Nachschaffen’. Auch ‘Rekonstruiertes’ und ‘Reproduziertes’ wird [...] erst dann zu wirklich ‘Erkanntem’ und Gewußtem, wenn man zugleich darüber hinaus geht, es ‘kritisch’ überdenkt und in Beziehung zu dem setzt, was bereits erkannt worden ist und in Geltung steht“.*³³

Wie gesagt: Auch darin ist das 19. Jahrhundert Boeckh nicht gefolgt. Denn schon bei Dilthey fanden sich die Geisteswissenschaften nur noch über die „Hermeneutik“ und damit nur noch als im engeren Sinne „verstehende“, d.h. einfühlend-nachschaffende Wissenschaften definiert. Dies hatte seine nachvollziehbaren theoriegeschichtlichen Gründe, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Vor allem aber hatte es für die Geisteswissenschaften prekäre Folgen. Denn damit war nun der rezeptiv-rekonstruierenden Hermeneutik, d.h. dem bloß *wiedererkennenden* Verstehen die ganze Begründungs- und Legitimationslast der Geisteswissenschaften aufgebürdet. Und man vergaß oder wollte vielleicht auch nicht mehr wahrhaben, daß sich die Frage nach ihrem „Wozu?“ nur dann überzeugend beantworten läßt, wenn sie das Gegebene nicht nur historisch getreu wiederzugeben versuchen, sondern wenn sie es zugleich auch auf den Prüfstand der Beurteilung, „der Scheidung von möglich und unmöglich, von Nähe und Verlust, Erinnerung und Abschied, Aufnahme und Verwerfung, Leben und Tod“ bringen.³⁴ Nur wenn die Geisteswissenschaften ihre Gegenstände noch einer ernsthaften Kritik

für wert halten, sie nicht zu *gleichgültigen* „Objekten“ verkümmern lassen, sondern beispielhaft dazu animieren, sich in der gebotenen wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit mit ihnen *auseinanderzusetzen*, verhindern sie, daß man am Ende auch diesen Disziplinen selbst gegenüber *gleichgültig* wird. Seit Ende der 1960er Jahre hat den „hermeneutischen“ Geisteswissenschaften ihr verkürztes (Selbst-)Verständnis den nicht ganz unberechtigten Vorwurf eingetragen, sie verhielten sich Geschichte und Tradition gegenüber nur noch affirmativ, ließen das Bestehende unangetastet und seien nur noch „konservativ“. Bei den marxistisch inspirierten Theoretikern hat das zu der Forderung geführt, die „Hermeneutik“ durch „Ideologiekritik“ zu korrigieren und zu überbieten – nicht zuletzt um für diese Fächer mit der These von ihrem emanzipatorischen Potential eine neue Existenzberechtigung zu formulieren. Es wird nicht überraschen, daß der Name August Boeckhs in diesem Diskurs nicht vorkommt – leider und abermals leider; denn auch in diesem Falle hätte Literaturkenntnis vor vermeintlichen Neuentdeckungen schützen können.

Zwischen antiker „Theoria“ und moderner Wissenschaft

Falls auch und gerade diese Positionsbestimmung auf Boeckh zutrifft, dürfte es insoweit besonders schwerfallen, seinen Vorstellungen vom Zweck der Philologie heute noch Sinn und Bedeutung abzugewinnen – sollte man jedenfalls vermuten. Ich habe mir diesen Punkt daher auch bis zum Schluß aufgehoben.

Was hat man unter Wissenschaft im Sinne antiker „Theoria“ zu verstehen? Dazu bedarf es eines kurzen Abstechers zu den alten Griechen – genauer: zu ihren beiden großen Philosophen. „Wissenschaft“, wie sie von Platon und Aristoteles im strengen Sinne der ἐπιστήμη verstanden wurde, hat es nicht mit irgendwelchen beliebigen „Objekten“ zu tun. Ihr „Gegenstand“ ist vielmehr das wesenhaft „Seiende“, die „Idee“ – namentlich des „Schönen“ und „Guten“ – so bei Platon im ‘Symposion’ und in der ‘Politeia’; das „Allgemeine“, „Notwendige“, „Ewige“, das im höchsten Sinne und um seiner selbst willen Wißbare, d.h. das „Göttliche“ – so bei

Aristoteles in der ‘Metaphysik’ und in der ‘Nikomachischen Ethik’.³⁵ Wissenschaft in diesem strengen Sinne hat es überhaupt nicht mit bloßen „Objekten“ zu tun, sondern mit dem, was sie – als *θεολογία* – nur „schauen“ kann, weil es selber das eigentliche „Subjekt“ ist, welches Denken und Handeln bewegt und bestimmt; und das als solches auch die Fähigkeit besitzt, sich selbst von sich aus dem Einzelnen in zweifelsfreier „Evidenz“ zu „offenbaren“ und die überwältigende, unumstößliche und zugleich beglückende Gewißheit zu vermitteln, daß „Wahrheit“ erkannt worden ist. Das bedeutet nicht, daß man dazu auf eigene Wissensanstrengungen verzichten könnte; sie sind sogar unabdingbar, aber eben nur im Sinne vorbereitender Hinführung zu dem entscheidenden Augenblick – *ἐξαιφνης* („plötzlich“) heißt es bezeichnenderweise an der betreffenden Stelle – schauenden Erkennens: Diese „Theoria“ steht als „Schau des Göttlichen“ nicht mehr in der Macht des einzelnen Menschen, sondern „widerfährt“ ihm von seinem „unverfügbaren“ Gegenstande her, dem wahren Subjekt der Erkenntnis, gegenüber dem sich der Erkennende selbst im Stadium „schlechthiniger Abhängigkeit“ befindet. Und aus diesem Subjekt-Charakter des Gegenstandes der Erkenntnis ergab sich auch, was der Antike als Ziel und Wirkung der Erkenntnis galt. Denn ganz gleich, ob man mit Platon die Idee des „Tugendwissens“ verfocht und aus dem Erkennen des Wahren sogleich das Tun des Guten zwangsläufig folgen sah oder aber mit Aristoteles im *βίος θεωρητικός* die höchste Form menschlichen Lebens identifizierte und die „Theoria“ als jene einzigartige Chance des Menschen pries, in der Schau des Göttlichen zumindest für kurze Zeit außerhalb aller Polis-Pflichten göttlich-einsame „Eudämonie“ zu genießen – keinesfalls war solche Erkenntnis bloßes „Mittel“ für anderweitige „Zwecke“; nichts, was sich überhaupt instrumentalisieren, anwenden oder nutzbar machen ließe, sondern selber letztes Ziel und höchster Zweck, d.h. „frei“ und in unauflöslicher Einheit mit ihrer Wirkung.

Was hat das mit August Boeckh zu tun? Mit einem Philologen und Altertumsforscher, der seine „Gegenstände“ – seien es Werke antiker Autoren, seien es Inschriften oder sonstige Zeugnisse antiken Lebens – doch nach allen Regeln methodischer Raffi-

nesse untersucht und sie in akribischer Weise sprachlichen, stilistischen, metrischen, metrologischen, wirtschaftshistorischen und anderen Analysen unterworfen hat, um dem „Geist des Antiken an sich“ auf die Spur zu kommen?

Es hat – und das wird Sie nach dem Bisherigen vielleicht nicht mehr sehr überraschen – durchaus etwas mit seinem Verständnis von philologischer Wissenschaft zu tun. Ich nenne – notgedrungen kurzgefaßt – drei Aspekte:

– *Erstens* – und damit greife ich wieder auf, was ich im Abschnitt über „Humanismus und Historismus“ angesprochen habe – ist Boeckh bei aller erklärten „Vorurteilslosigkeit“ des historischen Forschers natürlich nach wie vor von der Sonderstellung und dem Ausnahmecharakter insbesondere der Griechen überzeugt. Sie verkörpern für ihn – ungeachtet all ihrer Schwächen, die Boeckh an ihnen aufdeckt – letztlich doch etwas von der „Idee der Humanität“, d.h. von jenem „Reinmenschlichen“, welches Boeckh nicht ohne Bedacht „das Göttliche auf Erden“ nennt.³⁶ Eine solche, den antiken Theoria-Gedanken so unmittelbar evozierende Formulierung mag man noch als neuhumanistischen Überschwang abtun. Doch

– *zweitens* ist antike „Theoria“ bei Boeckh auch dort präsent, wo es um die philologische Erkenntnisweise geht. Boeckh läßt keinen Zweifel daran, daß das Auffinden und Verstehen „fremder Individualität“, wie sie sich etwa in einem sprachlichen Kunstwerk ausdrückt, zwar strenger methodischer Leitung und wissenschaftlicher Kontrolle bedarf, gleichwohl aber immer etwas Divinatorisch-Ereignishaftes, etwas methodisch nicht restlos Einholbares behält und sich – wenn es denn überhaupt gelingt – „mit einem Schlage“, ἐξάφην, vollzieht.³⁷ Und

– *drittens* prägt der Theoria-Gedanke Boeckhs Vorstellung vom Zweck der Philologie: Wie alle wahre Wissenschaft ist für ihn auch die Philologie „frei“, d.h. etwas, das man nicht um eines äußeren Nutzens, sondern um seiner selbst willen betreibt, das auch nur unter dieser Voraussetzung charakterprägende Wirkung entfaltet und damit Einfluß auf die Praxis gewinnen kann. *Daß* die Philologie dies aber überhaupt vermag, ist – und damit komme ich erneut auf schon Gesagtes zurück – für Boeckh wie für

Wilhelm von Humboldt letztlich ihren „Gegenständen“ zu verdanken – konkret: der griechisch-römischen Antike und ihren „klassischen“ Werken, die insofern die wahrhaft wirkenden „Subjekte“ solcher Bildungsprozesse sind und durch ihren normativen Gehalt zugleich auch die „Freiheit“ der Philologie als Wissenschaft sichern.

Was aber folgt aus diesem Befund nun für unsere Frage nach dem „Wozu?“ von Geisteswissenschaften? Meine die bisherigen Überlegungen zusammenfassende These lautet:

„Geisteswissenschaften“ lassen sich – als philologisch-historische Wissenschaften – nur dann nach Begriff und Zwecksetzung angemessen fassen, wenn man sie in diesem Sinne gleichsam als ein Stück „Antike in der Moderne“ begreift; d.h. als Disziplinen, die den Wissenschaftsbegriff und das Wissenschaftsverständnis der „Theoria“ unter den Bedingungen unserer Gegenwart aufheben; als Disziplinen, für die genau jenes „Zwischen“ gilt, das ich am „Modellfall Boeckh“ aufzuzeigen versucht habe; als Disziplinen, die in diesem „Zwischen“ die Balance halten müssen.

Damit ist aber eben auch gesagt – und darauf habe ich andernorts hingewiesen³⁸ –, daß Geisteswissenschaften auch als philologisch-historische Disziplinen Wissenschaften der „Moderne“ sind und bleiben; Wissenschaften, die von sich aus für ihren methodischen Zugriff keine absoluten Begrenzungen mehr anzuerkennen bereit sind und es sich prinzipiell auch durch keine „Autorität“ mehr verbieten lassen, ihre Gegenstände bis ins kleinste und letzte zu analysieren und gegebenenfalls zu „entzaubern“. Als solchermaßen „moderne“ Wissenschaften sind auch die philologisch-historischen Fächer ihren Gegenständen gegenüber insoweit „frei“! Doch Freiheit schließt auch die Verantwortung ein, dem Gegenstand im Erkenntnisprozeß „gerecht“ zu werden – konkret: etwa einem Gedicht oder einer Novelle die Möglichkeit zu geben, sich in dem, was sie *von sich aus* sagen wollen und können, zu zeigen und zur Geltung zu bringen. Nur so wäre im übrigen die Chance gewahrt, vom Gegenstande her selber etwas zu „vernehmen“ und zu „erfahren“, was sich aus Eigenem womöglich nie gewinnen ließe.

Um nicht mißverstanden zu werden: Natürlich haben auch Geisteswissenschaften das Recht – und nicht selten wohl auch die Pflicht –, all das absichtsvoll zu ignorieren und auf Texte Methoden anzuwenden, die in andere Richtungen und auf ganz andere Resultate zielen. Wenn sie sich freilich damit begnügen, in ihren Gegenständen nur noch Spielmaterial für methodische Virtuosität zu sehen, sie nur noch „dekonstruieren“, „destruieren“ oder wie auch immer sonst für eigene Zwecke „ausbeuten“ wollen, so können sich Texte dagegen natürlich nicht wehren; aber sie können etwas anderes, sehr wirksames: Sie können verstummen. Es bleibt also auch hier die Forderung, Balance zu halten und methodische Anstrengung eben auch und gerade darauf zu verwenden, daß Texte überhaupt als „Subjekte“ zur Erscheinung, zum Sprechen und zur Geltung kommen können. „Methode“ hätte, so gesehen, zunächst einmal ihrem Gegenstand – *sit venia verbo* – zu „dienen“ und ihn auch anderen, vor allem auch den Lesern und Hörern außerhalb der Fachkollegenschaft, in dieser seiner besondere Qualität zu vermitteln. Was wäre etwa eine Literaturwissenschaft, die nicht (auch) Lust auf Lektüre machte? Mir scheint, daß Emil Staigers Formulierung: „zu begreifen, was uns ergreift“ Aufgabe und Herausforderung philologischen Erkennens nicht schlecht getroffen hat.³⁹

Andererseits – und diesen Denkanstoß Boeckhs sollten wir ebenfalls nicht überhören – sollen und dürfen Geisteswissenschaften bei aller Hochschätzung ihrer Gegenstände darum nicht auf ihr eigenes „kritisches“ Potential und Instrumentarium verzichten! Denn „Ernstnehmen“ ist ja nicht mit „Hinnehmen“ zu verwechseln. So muß es im Gegenteil zu den genuinen geisteswissenschaftlichen Aufgaben gezählt werden, Texte immer wieder auch solchen „Härtetests“ zu unterziehen, bei denen sich Spreu vom Weizen sondern kann. Viel zu lange, so scheint mir, ist auf „Kritik“ im Sinne explizit wertender Beurteilung, auf Kritik, die den Erkenntnisgegenstand gewissermaßen als Partner oder eben auch Gegner in einem – vielleicht sollte man sagen: „virtuellen“ – *Dialog* versteht und als solchen „ernstnimmt“, in den Geisteswissenschaften systematisch verzichtet worden. Daß es sich dabei um ein schwieriges Geschäft handelt, welches *für beide Seiten* mit dem Risiko des Irrtums verbunden ist, kann hier eigentlich kein Argument sein.⁴⁰

Noch ein Wort zur „freien Wissenschaft“: Boeckhs Begründung einer als „Selbstzweck“ betriebenen Philologie, von der praktische Nutzbarkeit nur um den Preis ihres Wesensverlustes gefordert werden könnte und welche selbst die von ihr erhoffte „bildende Wirkung“ nur als freiwilliges Beiprodukt zu liefern bereit ist – eine solche Begründung „freier“ Philologie läßt sich für die philologisch-historischen Geisteswissenschaften heute natürlich nicht mehr halten. Ebenso wenig aber macht es offenkundig Sinn, ihre Existenzberechtigung nun ausschließlich über die Behauptung vielfältiger Anwendungsmöglichkeiten und Verwertungsperspektiven sichern zu wollen. Vielmehr ist Gert Mattenklott zuzustimmen, wenn er fordert, sich bei der Diskussion um die Rechtfertigung von Geisteswissenschaften an den „schwächsten Teilnehmern“ dieses Diskurses, an den kleinen Fächern wie Byzantinistik, Assyrologie oder überhaupt an den Altertumswissenschaften zu orientieren, die „den billigen Ausweg von Anbieterungsversuchen mit der Beteuerung sogenannter gesellschaftlicher Relevanz“ von vornherein verlegen und allenfalls zu der Einsicht führen, „daß das Eingehen auf ein gesellschaftliches Effizienzdenken in eine ausweglose Sackgasse führt“.⁴¹ Denn unterstellt, daß geisteswissenschaftliche Forschung tatsächlich den „Nutzen“ der Aufklärung, Orientierung, Identitätsfindung, Sinngebung oder Bildung erzielt, dann doch zunächst einmal und ganz überwiegend zugunsten dessen, der sie selber betreibt. Und auch was sie an Befriedigung der Neugier, an Freude und Glück vermittelt – sofern sie es denn tut –, genießt zunächst einmal der Forscher selbst und allenfalls erst in zweiter Linie die Gesellschaft, die ihn finanziert. Es ist dieser spezifische „Selbstzweck“-Charakter, und es ist die damit einhergehende merkwürdige Asymmetrie in der Verteilung von Leistung und Gegenleistung, von gesellschaftlichem Mitteleinsatz und individuellem Genuß, was die Geisteswissenschaften abermals in die Nähe der antiken „Theoria“ rückt. Denn – um bei Aristoteles zu bleiben – der Philosoph gab der Polisgemeinschaft, die ihm seinen βίος θεωρητικός materiell ermöglichte, von der in der Schau des Göttlichen genossenen Eudämonie gar nichts zurück. Auch wenn man mit der Verpflichtung zur lehrenden Vermittlung etwas von der „Bringschuld“ der Geisteswissenschaften ge-

genüber der Gesellschaft abgetragen sehen darf, bleiben diese Fächer doch mit ihrer spezifischen Selbstbezüglichkeit in einer arbeitsteiligen Gesellschaft so etwas wie ein – man scheut das Wort, aber ich meine es hier entschieden positiv – „Luxusphänomen“, auch darin antiker Wissenschaft durchaus vergleichbar. Ich denke, nur wenn man ehrlich und vor allem auch selbstbewußt genug ist, sich dies einzugestehen und für die eigene Legitimationsstrategie offensiv zu nutzen, wird man über Versuche ideologischer Pseudo-Rechtfertigung hinauskommen. Damit soll nicht bestritten sein, daß sich auch für Geisteswissenschaften durchaus vielfältige und ernstzunehmende Verwendungszwecke aufzeigen lassen und daß es offensichtlich auch immer schwerer fällt, ohne entsprechende Relevanznachweise auszukommen; doch mindestens ebenso schwer wird es fallen, diesen Fächern für das bloße *Überleben* eine Bedeutung zuzuschreiben, wie man sie den Natur-, Bio- und Ingenieurwissenschaften, der Medizin, aber auch bestimmten Gebieten der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit Recht zumißt. Zumindest würden sich dann Fächer wie die von Mattenklott genannten aus einem solchen Kreis weitgehend ausgeschlossen fühlen müssen. Denn deren vorrangigen Bezugspunkt bilden nun einmal nicht die Gesellschaft und ihre Ziele, Zwecke und Bedürfnisse, sondern eben jene „Texte“, die sie sich selbst und anderen erschließen. Das macht diese Fächer „sperrig“, aber auch „frei“ gegenüber dem, was „alle“ tun und meinen. Just darin aber erscheinen sie paradigmatisch. Und wer sagt denn, daß *Überleben* alles wäre? Wie es ein fraglos *überlebenswichtiges* Interesse am Beherrschen von Objekten und Prozessen in Natur und Gesellschaft gibt, so offenkundig auch ein nicht minder tief sitzendes Interesse am Schauen und Zuhören, am Vernehmen, Mitteilen und Verstehen – und dies dürfte eher mit dem zu tun haben, was man das gute oder vielleicht besser: das *wahre Leben* nennen könnte. Und vor allem darin scheinen mir Geisteswissenschaften zu gründen, zumal die philologisch-historischen.

IV.

Boeckhs Bestimmung des Zwecks der Philologie enthebt uns nicht der Anstrengung, eine eigene Antwort auf die Frage „Wozu Geisteswissenschaften?“ suchen zu müssen. Denn seine Antwort ruht auf Voraussetzungen, die nicht mehr die unseren sind. Vor allem seine Verwurzelung in den Grundüberzeugungen deutsch-idealistischer Philosophie, sein Glaube an den Natur und Geschichte gleichermaßen prägenden „Logos“ vermittelte Boeckh jene Gelassenheit und Zuversicht, daß am Ende akribischen Forschens, Interpretierens und Prüfens etwas Vernünftiges, Wahres werde zutage treten, und damit auch die Sinnhaftigkeit des wissenschaftlichen Tuns selbst. Dieser Argumentationsweg ist uns, fürchte ich, verschlossen – was uns freilich umso härter zwingt, für diese Grundüberzeugung ein Äquivalent zu finden, welches heutigem philologisch-historischen Forschen das nötige „fundamentum in re“ gibt.

So haben wir Boeckhs „Antwort“ auch eher als Frage zu verstehen, als Frage an uns, an unser herrschendes Forschungsverständnis, an unseren Begriff von „Moderne“ und „moderner Wissenschaft“. Denn – so hoffe ich gezeigt zu haben – mit einigen ihrer Leitkategorien geraten wir bei den philologisch-historischen Fächern alsbald an Grenzen, vor allem – wie gesehen – wenn wir über deren „Texte“ wie über beliebige Objekte glauben *verfügen* zu können. Man braucht diesen Texten nicht unbedingt das Prädikat des „Göttlichen“ beizulegen, um das Unangemessene einer solchen Behandlung zu erkennen. Denn auch als „menschliche“ Hervorbringungen verdienen sie zunächst und grundsätzlich Gehör und Respekt – ganz gleich, was ihre spätere Prüfung ergeben mag. Wenn wir zumindest dies bei Boeckh – oder anderswo – gelernt hätten, wäre schon etwas gewonnen – etwas, das auch über die Grenzen von Philologie und Geschichte hinaus Beachtung verdient.

Anmerkungen

- 1 *Laurence Sterne*, Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys. Deutsch von *R. Kassner*. Berlin – Darmstadt – Wien 1966, S. 357.
- 2 *Th. Steinfeld*, Am Ende der Philologie. In: *Merkur* 576, 51. Jg. (März 1997) S. 204ff., hier S. 204.
- 3 *O. Marquard*: Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: ders.: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien. Stuttgart 1987, S. 98ff.
- 4 Vgl. *H. Schnädelbach*, Kritik der Kompensation. In: Kursbuch 91: Wo zu Geisteswissenschaften? Berlin 1988, S. 35ff.
- 5 *W. Welsch*, Differenz und Pluralität. Eine aktuelle Aufgabenstellung der Geisteswissenschaften. In: Was sind und zu welchem Ende brauchen wir Geisteswissenschaften? Hrsg. v. *K. Ermert u. S. Gürtler*, Rehbürg-Loecum 1989, S. 83ff.
- 6 Vgl. dazu u.a. *J. Mittelstraß*, Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Frankfurt a. M. 1989, S. 13ff., 43ff.; Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Mit Beiträgen von *W. Frühwald, H.R. Jauß, R. Koselleck, J. Mittelstraß, B. Steinwachs*. Frankfurt a. M. 1991; *R. Schlesier*, Kulturwissenschaft heute – eine Chimäre? Warum Vieldeutigkeit kein Mangel sein muss. In: Neue Zürcher Zeitung vom 26./27. Oktober 1996, S. 53f.; *G. Bollenbeck*, Die Kulturwissenschaften – mehr als ein modisches Label? In: *Merkur* 576, 51. Jg. (März 1997), S. 259ff.
- 7 Vgl. *G. Bollenbeck*, (Anm. 6), S. 262.
- 8 Vgl. *H.-G. Gadamer*, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 4. Aufl. Tübingen 1975.
- 9 Vgl. *R. Grimminger*, Sieben Thesen zu den Geisteswissenschaften. In: Frühwald/Jauß et al. (Anm. 5), S. 282ff., hier S. 285.
- 10 So ist beispielsweise dort, wo der Herausgeber seiner „Enzyklopädie“-Vorlesungen, Ernst Bratuscheck, diesen Begriff verwendet, im Manuskript nicht von „Geisteswissenschaften“, sondern von „ethischen Wissenschaften“ die Rede. Und es geht dabei auch nicht um die eigene Gegenwart, sondern um das klassische Altertum. Gemeint sind dort nämlich antike τῆχνας – und zwar namentlich Jurisprudenz, Pädagogik, Rhetorik und Philologie. Vgl. *A. Boeckh*, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Hrsg. v. *E. Bratuscheck*. Leipzig 1877, S. 600ff.
- 11 Vgl. *M. Hoffmann*, August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel. Leipzig 1901, S. 467ff.

- 12 *A. Boeckh*, Gesammelte kleine Schriften. 7 Bde. Hrsg. v. *F. Ascherson*, *E. Bratuscheck* u. *P. Eichholtz*. Leipzig 1858-1874.
- 13 *A. Boeckh*, Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften. Hrsg. v. *E. Bratuscheck*. 1. Hauptteil: Formale Theorie der philologischen Wissenschaft. Nachdruck der 2., von *R. Klussmann* besorgten Auflage Leipzig 1886. Darmstadt 1966, S. 9; zur Ausweitung der Philologie auf die Moderne vgl. ebd. S. 5f.
- 14 *A. Boeckh*, Die Staatshaushaltung der Athener (1817). 3. Aufl. Hrsg. v. *M. Fränkel*. Berlin 1886, Bd. 1, S. 2.
- 15 Ebd. S. 710.
- 16 *Boeckh*, Enzyklopädie (1966), S. 25; vgl. auch: Kleine Schriften (Anm. 12), Bd. 2, S. 391f.
- 17 *U. von Wilamowitz-Moellendorff*, Geschichte der Philologie. Leipzig 1959 (Nachdruck der Erstausgabe 1921), S. 1.
- 18 *W. Jaeger*, Philologie und Historie (1914). In: ders., Humanistische Reden und Vorträge. 2. Aufl. Berlin 1960, S. 1ff.
- 19 Vgl. *K. Reinhardt*, Die klassische Philologie und das Klassische (1941). In: ders., Vermächtnis der Antike. Gesammelte Essays zur Philosophie und Geschichtsschreibung. Hrsg. v. *C. Becker*, Göttingen 1960, S. 334ff; *H. Patzer*, Der Humanismus als Methodenproblem der klassischen Philologie (1948). In: Humanismus. Hrsg. v. *H. Oppermann*. Darmstadt 1970, S. 259ff; *R. Pfeiffer*, Philologia perennis. München 1961.
- 20 Vgl. *E. Staiger*, Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte. 4. Aufl. München 1977, S. 7ff.; *P. Szondi*, Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1970, S. 9ff.; *G. Mattenklott*, Kanon und Neugier. In: Kursbuch 91 (Anm. 4) S. 99ff.; ders., Geisteswissenschaft – eine parabolische Geselligkeit. In: Merkur 490, 43. Jg. (Dezember 1989), S. 1069ff.
- 21 Vgl. *Gadamer* (Anm. 8), S. 269ff.
- 22 Vgl. *H. Schnädelbach*, Geschichtsphilosophie nach Hegel. Die Probleme des Historismus. Freiburg – München 1974, S. 34ff (zu Ranke).
- 23 *Boeckh*, Enzyklopädie (1877), S. 263.
- 24 *Boeckh*, Enzyklopädie (1966), S. 10f.
- 25 Ebd. S. 10f.
- 26 So läßt *Boeckh* in der Tat keinen Zweifel daran, daß unter dem „Erkannten“ die gesamte geschichtliche Wirklichkeit zu verstehen ist, also nicht nur das begrifflich Erfasste, sondern auch alle Vorstellungen, wie sie sich „z.B. in der Poesie, in der Kunst, in der politischen Geschichte“ entdecken lassen, da eben „das Erkennen eines Volkes [...] nicht bloss in seiner Sprache und Literatur niedergelegt, sondern seine ganze nicht physische, sondern sittliche und geistige Thätigkeit [...] Ausdruck eines be-

stimmten Erkennens [ist]“; vgl. Boeckh, Enzyklopädie (1966), S. 11 u. S. 56; zur Erläuterung heißt es dann: „Dass die Kunst Ideen ausdrücke, zwar nicht begriffsmässig, aber versenkt in eine sinnliche Anschauung, ist klar. Es ist also auch hier eine Erkenntniss und ein vom Geist des Künstlers Erkanntes vorhanden, welches in der philologisch-historischen Betrachtung, der Kunsterklärung und Kunstgeschichte, wiedererkannt wird. Dasselbe gilt vom Staats- und Familienleben; auch in der Anordnung dieser beiden Seiten des praktischen Lebens ist überall ein inneres Wesen, eine Vorstellung, also Erkenntniss jedes Volkes entwickelt. Die Idee der Familie prägt sich in der historischen Entwicklung derselben bei jedem Volke in eigenthümlicher Art aus, und in der Entwicklung des Staates treten alle praktischen Ideen des Volkes verwirklicht hervor. Inwiefern in dem Familien- und öffentlichen Leben Ideen realisiert sind, liegt also auch darin ein Erkennen, und das Volk hat diese Ideen in ihrer Verwirklichung selbst als ein von ihm Erkanntes mit mehr oder minder Bewusstsein hingestellt. Am klarsten bewusst sind natürlich alle Ideen in der Wissenschaft und der Sprache ausgeprägt. Sonach bildet das ganze geistige Leben und Handeln das Gebiet des Erkannten, und die Philologie hat also bei jedem Volke seine gesammte geistige Entwicklung, die Geschichte seiner Cultur nach allen ihren Richtungen darzustellen“ (ebd. S. 56).

27 Ebd. S. 17.

28 Ebd.; vgl. auch: Kleine Schriften (Anm. 12), Bd. 2, S. 436.

29 Vgl. *Boeckh*, Enzyklopädie (1966), S. 56f.; aufschlußreich in diesem Zusammenhang auch: Kleine Schriften (Anm. 12), Bd. 2, S. 126f., S. 435f.; dazu *A. Horstmann*, Antike Theoria und moderne Wissenschaft. August Boeckhs Konzeption der Philologie. Frankfurt a. M. – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien 1992, S. 166ff.

30 *Boeckh*, Enzyklopädie (1966), S. 55.

31 Vgl. ebd. S. 169ff., S. 256 f.

32 Ebd. 20; Hervorhebung von mir.

33 *Horstmann*, (Anm. 29), S. 214.

34 *K. Gründer*, Perspektiven für eine Theorie der Geschichtswissenschaft. In: *Saeculum* 22 (1971) S. 101ff., hier S. 109.

35 Vgl. *Platon*, Symposion, bes. 201 dff (Rede der Diotima); *Politeia* 7, 514 a ff; *Aristoteles*, Metaphysik 1, 2; 982 a 4ff.; *Nikomachische Ethik* 6, 3 u. 6f.; 1139 b 14ff. u. 1140 b 31ff.

36 *Boeckh*, Enzyklopädie (1966), S. 256f.

37 Vgl. ebd. S. 86f. u. S. 174 (zur „Kritik“).

38 Vgl. dazu und zum folgenden *A. Horstmann*, Antike in der Moderne – oder: Wie (un)zeitgemäß sind Geisteswissenschaften? In: *Nutzen und Wahrheit. Triebkräfte der Wissenschaftsentwicklung und Grundorien-*

tierungen einer verantwortbaren Wissenschaftspolitik. Hrsg. v. *B. Rebe*, Hildesheim 1991, S. 209ff., hier bes. S. 222ff.

39 *Staiger*, (Anm. 20), S. 8.

40 Zur Bedeutung der Kritik vgl. auch *A. Horstmann*, Das Fremde und das Eigene – „Assimilation“ als hermeneutischer Begriff. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 30 (1986/87), S. 7ff., bes. S. 39ff.

41 *Mattenklott*, (Anm. 20), S. 1076.